

Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 157. Bromberg, den 14. Juli. 1934

Der Weg ins Wunderbare.

Roman von Horst Wolfram Geißler.

(Carl Duncker, Berlin.)

(16. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Isa fühlte sich durch diese Wendung gestreift. Sie dachte an Sinklar, der ihr öfters auf dem Bahnhofsweg begegnet war, ohne sie zu sehen. Sie dachte an den gewissen Weihnachtsbesuch im Krankenhaus. Nein, entschieden: Diese Marianne Waldemar war ihr nicht sehr sympathisch. Unruhe ging von ihr aus, etwas Fremdes und Störendes, eine völlig andere Atmosphäre. Wenn sie redete, wußte man nie, ob ihre durchgearbeitete Art des Sprechens mit ihren wirkungsvollen Höhen und Tiefen gewollte Schauspielerei oder nur eine ungewollte Folge der Schauspielerei war. Marianne hatte die Bewegungen und das äußere Wesen einer Dame, aber hinter dieser guten Haltung spürte man das Beunruhigende. Isa wußte klar, daß es eben dieses Beunruhigende war, was ihr selber fehlte. Es gefiel ihr auch gar nicht, sie hatte eine natürliche Abneigung dagegen, aber sie wunderte sich nicht, daß es viele Menschen gab, die dadurch angezogen wurden.

„Übrigens," sagte Marianne, die in dem langen Schweigen etwas Unbehagliches fühlen mochte, „übrigens lohnt sich die Aufregung ja kaum noch. Im Frühjahr gehen wir wieder weg, nach irgendeinem Badeort, Kurtheater, nicht wahr? Ach, Gott: Wenn ich nur wüßte —?" Sie stockte. „Nämlich — werden Sie mich auch nicht auslachen? — ich bin so abergläubisch! Bei uns ist das ja eine Berufskrankheit. Mir ist bange vor der Zukunft. Wenn ich hier nur jemand wüßte, der sich ein bißchen aufs Wahrsagen versteht..."

Sehr gut! dachte Isa und antwortete: „Da kann ich Ihnen helfen!" Sie erzählte vom alten Hoffmann, und zwar mit der schnellen Berechnung, daß sich auf diesem Umwege wohl etwas über Marianne würde erfahren lassen.

Man kam nach Mundelfingen. Isa begleitete Marianne. „Vielleicht ist es gut, daß Sie mich heute als Anstandswauwau haben!"

„Sie sind mutig!"

„Dazu gehört in diesem Falle nichts!" Sie zeigte ihr den Zugang zu Hoffmanns Behausung. Dann lief sie so schnell davon, daß Marianne ihr ziemlich erstaunt nachblickte.

Da läßt sie mich nun im Finstern stehen! dachte Marianne. Aber ich glaube: Ich weiß, warum... Na meinetwegen! Ein bißchen ängstlich kletterte sie die Holztreppe hinauf. Die Tauben im Gebälk regten sich; es war ein Abenteuer. Sie klopfte. Niemand antwortete — ganz, wie Isa vorausgesagt hatte. Und dann klinkte sie die unverschlossene Tür auf.

Merkwürdiges Bild: Mitten in dem großen alten Raume stand das Bett neben dem Öfchen, auf einem Stuhl daneben brannte die Lampe, und der Herr Stadtorganist Hoffmann lag im Bett... Marianne brauchte einige Zeit, um in der schlechten Beleuchtung dies alles festzustellen.

„Was ist denn?" krächzte Hoffmann.

„Verzeihen Sie —!"

Er wandte den Kopf und sah sie verwundert an.

Sie nannte ihren Namen.

„Szene!" sagte Hoffmann dunkelsinnig. Dann: „Ich liege im Bett!"

„Zweifellos!"

„Ich bin erkältet!"

„Das tut mir leid! Soll ich wieder gehen?"

„Was wollen Sie denn?"

„Fräulein Dobler schickt mich..."

Hoffmann drehte den Kopf noch etwas mehr und sah sie mit äußerster Neugier an. „Isa? Das ist interessant. Kommen Sie, mein Kind! Holen Sie sich den zweiten Stuhl und setzen Sie sich zu mir! Sie brauchen sich nicht vor Ansteckung zu fürchten: Ich bin nämlich gar nicht erkältet — ich habe nur keine Kohlen mehr; das ist meine ganze Krankheit. So! Nun: Womit kann ich Ihnen helfen?"

Marianne kam die ganze Lage plötzlich sehr komisch vor. Ihre Befangenheit schwand, das Fremdartige wurde vertraut; sie sah Hoffmanns kleines, altes Gesicht mit den zwinkernden Augen auf dem nicht sehr sauberen Kopfkissen; er hatte eine wollene Schlafmütze auf — dazu die grellbunt bemalte Bettlade... Marianne lachte hell heraus.

„So hübsch hab' ich schon lange niemand mehr lachen hören!" sagte der Alte. „Ja, ja: Auch das Lachen will gelernt sein... Worüber freuen Sie sich aber?"

„Entschuldigen Sie! Ich mußte an Rotkäppchen und den Wolf denken..."

„Schmeichelhaft!" antwortete Hoffmann und versuchte, grimmig auszusehen; es mißlang aber. „Sind Sie nur hergekommen, um sich über mich zu amüsieren, Sie kleiner Satan? Ich werde also aufstehen und Sie fressen müssen!"

„Ist das alles, was Sie mir prophezeien können?"

„Ah!" sagte er. „Isa hat mich verklatscht? Ich hätte es ihr nicht zugetraut. Sind Sie sehr befreundet mit Isa?"

„Nein. Oder ja... Das heißt: Sie war immer sehr freundlich zu mir."

„Aber —?"

„Ich weiß nicht, was Sie meinen..."

„So? Und nun möchten Sie, daß ich Ihnen etwas recht Schönes prophezeie? Wie wünschen Sie das? Aus dem Kaffeesatz — oder aus Äpfelschalen — oder — —"

Marianne sah ihn mißtrauisch an.

„Mein liebes Kind," sagte Hoffmann ernsthafter, „so wie Sie sich's denken, geht das nicht! Sie sind ein recht dummes kleines Mädchen! Bei Ihrer Truppe haben Sie doch gewiß eine respektable ältere Dame, die die Mutter spielt und Karten legt? Gehen Sie zu der! Die kann Ihnen bestimmt viel besser sagen, was Sie wissen wollen! Wenn die Pik-Zehn neben ihm liegt, kriegen Sie ihn gewiß nicht!"

„Unsinn!" sagte Marianne erbost. „Es handelt sich um keinen Mann!"

„Das gibt es nicht! Das wäre das erstemal in der Weltgeschichte!"

„Gut, dann erleben Sie eben diesen historischen Augenblick! Im übrigen glaube ich fast, daß Sie gar nicht wahrsagen können."

„Da mögen Sie recht haben, mein Kind! Trotzdem freue ich mich über Ihren Besuch!" antwortete er gelassen. „Ich habe noch nie ein so hübsches, schleichendes Übel, unter meinem Dache gehabt."

„Oh, Sie haben dieses elende „Eingesandt" auch schon gelesen?"

„Natürlich! Da ich meine gesamte Bildung aus dem Mundelfinger Tageblatt beziehe."

„Aber ich werde mich rächen! Ich werde etwas anstellen!"

„Ja, tun Sie das!" sagte er entzückt. „Es hat ohnehin schon lange keine Aufregung mehr in unserem Karpfenteich gegeben. Was haben Sie vor?"

„Ich weiß es nicht, aber es muß fürchterlich werden... Meinen Sie nicht auch?"

„Für die anderen?"

„Selbstverständlich!"

„Also: Gut überlegen! Keine Dummheit machen!"

Nach einer Sekunde sagte Marianne, ganz verändert und mit einer tragischen kleinen Bewegung: „Es hat ja doch keinen Zweck..."

Hoffmann stutzte über den Ton. „Sie haben einen Kummer?"

„In ein paar Wochen gehen wir fort. Weshalb soll ich ein so schlechtes Andenken hinterlassen? Und die Welt ist so weit! Wissen Sie, daß ich ein Zirkuskind bin?"

„Nein!"

„Ja! Jetzt bin ich freilich schon lange bei Waldemar; er ist rührend zu mir. Aber ich kann mich deutlich erinnern: Als ich ein kleines Mädchen war, sind wir, meine Eltern und ich, mit dem Zirkus herumgewandert. Es war wundervoll. Vielleicht ist es uns sehr schlecht gegangen, wahrscheinlich sogar; aber das merkt man als Kind ja nicht. Einmal waren wir in Italien... Wenn ich daran denke, komm' ich mir immer vor wie Mignon: Es ist so schön, sentimental zu sein. Und es bleibt auch wirklich etwas, wissen Sie — so: „Kennst du das Land —?, Aber das können Sie wohl nicht nachfühlen?"

„Nein, natürlich nicht!" sagte Hoffmann.

„Und daraus entsteht dann der Zwiespalt! Die große Wundersehnsucht hat doch schließlich ein geheimes Ziel."

Der Alte sah sie gespannt an. „Wohin?"

„Nach Hause! Ja... Aber das sind freilich Gedanken, die man sich nur am Sonntagnachmittag erlauben darf."

„So? Dabei haben Sie doch gar kein Nachhause, kleines Mädchen?"

„Allerdings nicht. Wenn ich eins hätte, wäre ja die Sehnsucht nicht mehr so wundervoll. Der lange Weg der Sehnsucht darf kein Ende haben — wenigstens nicht für unsereinen; denn am Ende liegt der Friedhof. Wenn der Weg aufhört, gerät die Welt in einen Gleichgewichtszustand, und dann ist alles aus und langweilig. Ach, nein: Viel lieber hab' ich gar kein Zuhause und bleibe mein Leben lang ein bißchen traurig — eine ganz private Traurigkeit, wissen Sie, die niemand etwas angeht, weil ja doch niemand sie verstehen würde." Marianne sah in das Lampenlicht; sie schien den Alten zu vergessen. „Manchmal frag' ich mich, welchen Sinn das alles hat, und dann denke ich, daß ich zu spät geboren bin. Mir ist, als suchte ich nach irgend etwas, das es schon lange nicht mehr gibt, und wäre deshalb so unruhig. Nennt man das nicht „romantisch"? Waren Sie einmal im Wertenberger Park?"

„O ja... Gelegentlich..."

„Zu den Zeiten sollte man gelebt haben!"

Der Lampenschein stieg von unten her zu ihrem Gesicht. Es war seltsam falsch beleuchtet; sie wurde dadurch sich selber unähnlich. Aber eine andere Ähnlichkeit trat sonderbar hervor: die mit Emilie! Das waren Emilies Augen — und, vor allem, es war ihr Wesen, der Kreis ihrer Wünsche, Grundton, ihres Lebens, Erinnerung und Sehnsucht nach einer anderen Welt, die in ihr glomm, wie Glut unter stiller Asche. Nur nicht jene Überlegenheit, nur noch nicht Emilies Resignation und ihr Verzicht auf das Gegenwärtige waren zu fühlen. Sonst aber: die Verkörperung des Denkens an einen Traum, von dem man weiß, daß er nur jenseits der Grenzen des Lebens wirklich werden kann.

Daß mir dies noch einmal begegnen mußte! dachte Hoffmann. Er betrachtete das unfaßbar fremde Geschöpf wie ein Heiligenbild.

„Was denken Sie?" fragte Marianne, durch seinen Blick allmählich erregt.

„Was ich denke, Kind, davon verstehen Sie nichts; denn wenn Sie etwas davon verstünden, würde ich es nicht gedacht haben." Vom Stadtkirchturm schlug die Uhr. „Müssen Sie denn nicht ins Theater?"

„Es eilt nicht; ich habe erst im zweiten Akt zu tun. Wollen Sie allein sein?"

„Nein, bleiben Sie nur!"

„Ich kann Ihnen aber nichts mehr erzählen."

„Das tut nichts!"

„Es ist so merkwürdig hier. Da komm' ich nun, ganz fremd und frech, sitze plötzlich hier — und es ist, als ob ich schon einmal dagewesen wäre — oder als ob ich — — Nein, ich weiß nicht: Ich muß hier doch irgend etwas zu tun haben... Fühlen Sie das nicht auch? Mir ist, als ob es kein Zufall wäre, daß ich da bin."

„Ich glaube nicht an den Zufall."

„Wenn man nur wüßte, was das Leben ist —!" sagte Marianne.

Draußen im Dunkeln wehte der Wind, und auf dem alten Gebälk gurrte eine Taube im Schlaf.

.   .   .

„Sie kommen doch?" fragte Isa.

Sinklar lächelte unbehaglich und antwortete weder ja noch nein. Auf Isas Rat war er der Gesellschaft „Erholung" beigetreten; denn dort vereinigte sich alles, was in Mundelfingen Anspruch auf Geltung erhob, und für seine Zukunft war es wichtig, mit diesen Leuten zusammenzutreffen. Nun in Gottes Namen, er sah es ja ein: Derartige Dinge brachte Isa mit unentrinnbarer Selbstverständlichkeit in Ordnung. Schließlich war es wohl auch ganz nett, einmal einen Vortrag oder ein Konzert zu hören. Jetzt aber stand etwas bevor, das ihm tiefstes Mißbehagen schaffte: der große Maskenball, der alljährlich im Fasching stattfand, schlechthin das gesellschaftliche Ereignis der Stadt. Sollte man wirklich —?

Bei dem Gedanken, sich zu maskieren, kam sich Sinklar unsäglich albern vor. Wozu? Bei allen Teufeln der Hölle: Er hatte nicht das mindeste Verständnis für solche Sachen — noch dazu hier, wo ja doch jeder den anderen kannte! Ohnedies: Er steckte augenblicklich in keiner guten Haut. Schon lange nicht mehr.

Nein also — er würde nicht hingehen. Nur, um Isa nicht zu kränken, ließ er die Frage unbeantwortet. Überhaupt: Welche Kommandiererei — sanft, aber bestimmt! So weit war man doch noch nicht! Isa tat, als hätte sie sein Leben vollständig in die Hand genommen. In vielen Dingen war sie ihm überlegen, ohne Zweifel; das erkannte er gerne an. Sie war ungeheuer praktisch und wußte, was sie wollte; ja, sehr genau wußte sie das und gab sich auch gar keine Mühe es zu verstecken. Friedrich Sinklar würde im Herbst Direktor des Elektrizitätswerks werden, und dann mußte er Isa Dobler heiraten. Das konnte sie erwarten. Tat er es nicht, so war er kein anständiger Mensch. Übrigens: Warum sollte er es wohl nicht tun? Es gab eigentlich kein Bedenken dagegen, sondern nur eine Menge Gründe dafür. Also!

Trotzdem: Sinklar fühlte, wie sich etwas Grimmiges in ihm sammelte, Spannung entstand. Dies alles war doch geradezu gräßlich einfach und spießbürgerlich! Und das Schlimmste: Man konnte eigentlich nur darüber seufzen, aber — als halbwegs vernünftiger Mensch — nichts dagegen tun. Tun? Man tat so, als ob es eine Freiheit des Willens gäbe, und beschloß, nicht auf diesen lächerlichen Maskenball zu gehen. Wichtigkeit! Änderte das etwas? Gar nichts.

Sinklar ging in der Tat nicht hin. Er saß wütend zu Hause und freute sich seiner Freiheit: ein eigentümliches Vergnügen. Jetzt ungefähr — es war kurz nach acht Uhr — würde wohl der Ball beginnen...

Ja: Es war eine großartige Veranstaltung — das muß man sagen. In der Garderobe krochen die erstaunlichsten und buntesten Schmetterlinge aus den winterlichen Hüllen. Auf der Treppe standen richtige Lorbeerbäume. Festordner, mit pompösen Bulenschleifen am Frack, bewachten den Saal-

eingang. Und wie sah der Saal selber aus! Die beiden Kronleuchter waren mit rosa Gaze umschleiert; goldene Bänder hingen von ihnen herab; die Wände und die Galerie schwelgten förmlich in Papiergirlanden; die Holzsäulen waren mit Fichtenreis umwunden, und sogar eine Weinterrasse hatte man aufgebaut. Dort, wo bei Veranstaltungen gewöhnlicher Art der Bierausschank war, standen Damen verläßlichen Alters hinter dem grün zugedeckten Büfett, bereit, die Tombolagewinne auszuhändigen, die hinter ihnen sichtbar waren — eine Vereinigung sämtlicher Ladenhüter Mundelfingens.

(Fortsetzung folgt.)

Herr Ka.

Groteske von Harry Hoff.

Als ich Herrn Ka kennen lernte, glaubte ich ganz bestimmt, das schwärzeste Kapitel meines Lebens habe begonnen. Nicht etwa, weil Ka ein unsympathischer oder gehässiger Mensch war — im Gegenteil: er hatte ein reizendes, man könnte fast sagen: bestechendes Wesen. Er war auch ein guter und gemütvoller Mensch. Als Schriftsteller kann man das schon ein wenig beurteilen.

Übrigens war er gewissermaßen auch ein Kollege von mir, — nur von der anderen Fakultät. Er war Musiker, Komponist. Als Musiklehrer wurde er mir bei meinem Einzug vom Hauswirt deklariert.

Ich habe das zunächst nicht so tragisch genommen. Mag er schon — dachte ich — tagsüber ein bis zwei Stunden geben; das wird ja schließlich nicht so sehr stören.

Aber dann ging es los. Schon in aller Frühe: Übungen, Lieder, Märsche, Stundengeben, Gesang — — es war kein Aufhören mehr.

Und ich wollte Romane schreiben! Wozu ich Ruhe und Abgeschiedenheit brauchte.

Wenn Herr Ka wenigstens noch Rücksicht auf meine Stimmung genommen hätte! Aber nein — es war manchmal hanebüchen. Ließ ich in einem Kriminalroman gerade den Gauner über die Dächer fliehen, klang es zu mir herunter: „Im tiefen Keller sitz ich hier!" — Beschrieb ich in leuchtenden Farben die Poesie einer Herbstlandschaft, dann erscholl eine Stimme: „Der Lenz ist da!"

Wühlte ich in der versengenden Glut tropischer Liebesnächte, kam Rudolfs Lied aus Bohème: „Wie eiskalt ist dies Händchen!" Und gerade, als ich am Ende meines Gorillaromans, selbst erschüttert, die Worte schrieb: „Da ließ sich die Bestie mit fletschenden Zähnen von ihrem Felsen herab und zerrte das kreischende Weib in die Höhle —" jawohl, gerade in diesem Augenblick spielte Herr Ka — weiß der Teufel, warum! — den uralten Schlager:

„Und ich hab' sie ja nur auf die Schulter geküßt . . ."

Da sollte man nicht wahnsinnig werden! Ich schleuderte meine Feder mit einem Knall an die Wand, daß meine Stube aussah, wie jene in Eisenach, wo Martin Luther das Tintenfaß nach dem Teufel schmiß.

„So geht das nicht weiter!" fluchte ich vor mich hin und stürzte zu Ka hinauf, der gerade beim Eingang der Gäste auf der Wartburg war. Er sprang in seiner etwas linkischen Art gleich vom Flügel auf und begrüßte mich auf das Herzlichste.

„Ah — mein lieber Untermieter!" (Er nannte mich so, weil ich unter ihm wohnte), „was führt Sie zu mir?"

„Herr Ka", sagte ich ebenso herzlich — aber mein Lächeln sah vielleicht etwas frostig aus — „das kann nicht so weitergehen. Unter keinen Umständen kann das so weitergehen. Sie morden mich!"

Ka sprang empor. „Morde Sie? O — o — o —!"

Dieses dreimalige O machte mich rasend. Mein künstlerisches Temperrament ging mit mir durch. „Ja — Sie morden mein Schaffen — Sie töten meine Gefühle, Sie verballhornen meine Kunst! Wenn Sie wenigstens meine Stimmungen noch berücksichtigen wollten! Aber wenn es bei mir unten regnet —"

„Erlauben Sie, bitte!" Er schaute mich etwas blöde an, „bei Ihnen kann es doch gar nicht regnen — höchstens bei uns hier oben über der Speisekammer, so lange das Dach noch nicht repariert ist. Aber Sie wissen ja, unser Hauswirt, bevor der was machen läßt, sind wir im Regenwasser versoffen!"

„Der Hauswirt steht hier nicht zur Debatte!" erwiderte ich, „und übrigens meinte ich, wenn ich vom Regen sprach, meine Romane. Wenn ich da gerade — verstehen Sie mich doch richtig! — etwas vom Regen schreibe, spielen Sie etwas vom Sonnenschein. Wenn ich die Störche zum Süden abreisen lasse, sind alle Vögel bei Ihnen schon wieder da. Wenn ich in einem Kriminalroman jemanden umbringen lasse, spielen Sie: „Hoch soll er leben!" Das ist zu viel, Herr Ka, das ist wirklich zu viel!"

Es kam zunächst zu einem Vergleich. Während ich schrieb, schickte ich meinen Jungen hinauf, um die Szenerie anzusagen. Herr Ka richtete sich dann danach. Nun ging es schon besser. Gab ich zum Beispiel das Stichwort: „Frühling!" scholl's oben! „Winterstürme wichen dem Wonnemond," oder „Es war ein Tag im Frühling —". Zu einer Eisenbahnszene konnte ich den „Schlittschuhläufer" Walzer bestellen. Das ging eine Weile gut. Aber ich sah nicht ein, warum überhaupt gespielt werden mußte. Und wenn schon, dann konnten wir uns auch gleich ganz zusammentun.

Ka war es, dem der erleuchtende Einfall kam. Er schaute mich durch die großen Brillengläser treuherzig an und meinte „Gengans, — schreib'n wer halt a Operett'n z'sammen!"

Ja — das was ein Gedanke! Der Rahmen war rasch gefunden. Wir nahmen ihn aus dem Leben, aus unserem Leben. Demnach ein Vorspiel. Komponist und Dichter sitzen zusammen. Duett:

Komponist:

„Ich spiele — alle Wünsche schweigen, —
Das Leben tanzt vor mir im Reigen.
Ich kann etwas — das ist kein Protzen,
Mein Hirn will vor Gedanken strotzen . . ."

Dichter: (Gleichzeitig)

„Wenn sich vor mir Gestalten zeigen,
Fängt der da oben an zu geigen.
Vergeblich suche ich zu trotzen,
Ich kann nicht weiter, 's ist zum —
Verzweifeln! —"

Eine Haupthandlung war ebenfalls rasch gefunden. Kleine Residenz, Prinz, armes Mädchen.

Auch Herr Ka hatte ein gutes Gedächtnis. In einem „Fall" kam er direkt „stolz" mit einem ganzen Musik-„Strauß" zu mir zum „Suppé" und streckte mir die „Linke" entgegen.

Die Operette wurde ein großer Erfolg. Leider jedoch nur für mich. Sie fiel nämlich durch. Und Herr Ka — nun kommt das Gute! — ist aus Gram darüber am Schlag gestorben!



Lustige Ecke



Berichtigt.

„Ich möchte so aussehen wie Sie und Vanderbilts Vermögen haben."

„Schmeichler!"

„Wieso? Wenn ich Vanderbilts Vermögen hätte, wäre es doch egal, wie ich aussehe."

*

Frage.

Fritz und Rudi sind Brüder, der eine ist Apotheker, der andere Zollassistent.

Fritz hat in eine Apotheke eingeheiratet.

Eines Tages fragt die Mutter Rudi:

„Könntest du nicht einmal in ein kleines Zollamt einheiraten?"

 **Bunte Chronik** 

Vom Alter der Tiere.

In der Volksüberlieferung ist man stets schnell bei der Hand für manche Tiere ein geradezu sagenhaftes Alter anzunehmen. Christian Morgenstern hat das in geistreicher Weise in einem seiner Gedichte an der Schildkröte dargestellt. Den Rang des Methusalem billigt man im allgemeinen auch noch dem Elefanten und dem Papageien zu. Es ist eigentlich verwunderlich, daß noch verhältnismäßig wenig umfassende und wissenschaftlich zuverlässige Erhebungen über diese Frage angestellt worden sind. Man geht bei derartigen Ermittlungen häufig von der Annahme einer durchschnittlichen Lebensdauer aus und vergleicht sie mit der Zeit, die das Lebewesen bis zur Vollreife braucht. Nimmt man an, daß der Mensch sein höchstes Wachstum mit achtzehn Jahren erreicht hat, so kann seine Gesamtlebensdauer auf durchschnittlich ungefähr das Dreifache der Wachstumsperiode angesetzt werden. Bei den Tieren liegen die Verhältnisse weitaus günstiger. Die meisten Säugetiere leben das Acht- bis Zehnfache ihrer Wachstumszeit, ja, es gibt Fälle, in denen sie das Zwanzigfache erreichen. Hunde werden 15 bis 20 Jahre alt, auch Katzen bringen es bis zu einer Lebensdauer von 20 Jahren. Hasen leben bis zu 12, Eichhörnchen bis zu 8, Mäuse bis zu 6 und Löwen bis zu 35 Jahren. Bei Bären kann man mit einer Lebensdauer von 40 Jahren rechnen und Schafe werden 15 Jahre alt. Von Kühen und Ochsen sind Fälle bekannt, in denen Tiere 30, ja bisweilen 40 Jahre erreichten. Auch bei Pferden sind derartige Höchstleistungen des Organismus nicht selten; ein Pferd soll sogar das ungewöhnliche Alter von 61 Jahren erreicht haben. Kamele können bis 80 Jahre alt werden. Unter den Säugetieren scheinen tatsächlich die Elefanten, die bisweilen 150 Jahre erreichen, die Siegespalme beanspruchen zu dürfen. Die Hindus schreiben diesem Dickhäuter sogar noch eine größere Lebensdauer zu und erzählen von 300 Jahre alten Elefanten. Daneben erscheinen die Insekten als von der Natur nicht sonderlich bevorzugt. Immerhin bringt es die gewöhnliche Fliege auf eine Lebensdauer von mehr als sechs Monaten, bisweilen sogar bis auf ein Jahr. Die Stechmücken leben zwei bis drei Monate, eine Bienenkönigin ein bis zwei Jahre. Dagegen ist ein Fall beobachtet worden, in dem eine Ameise unter besonders günstigen Umständen das stattliche Alter von 15 Jahren erreichte. Besonders langlebig sind die Fische. Neunaugen trotzen in Fischteichen dem Tod manchmal 50 Jahre lang, ja manche von ihnen sollen 60 Jahre alt geworden sein. Ein zähes Leben haben auch der räuberische Hecht und der Karpfen, die nicht selten unter günstigen Verhältnissen 150 Jahre leben. Einem großen Hecht in einem württembergischen See wird sogar ein Alter von über 260 Jahren zugesprochen. Der Lachs lebt dagegen durchschnittlich nur 4 Jahre. Schildkröten werden oft über 250 Jahre alt; das Krokodil braucht allein für sein Wachstum ein Jahrhundert. Unter den Vögeln kann der Sperling 20 Jahre und das Rotkehlchen 25 Jahre leben. Eine Berbertaube hat ein Alter von über 30 Jahren erreicht. Von Papageien ist ein Lebensalter von 80 Jahren bekannt, von Raben nahezu 70, von Reihern 60 und von Adlern 100 Jahren. Einen Rekord der Lebensdauer haben für ihre Gattung ein Schwan mit 70 Jahren, ein weißköpfiger Geier mit 180 Jahren und eine Silbermöwe mit 65 Jahren aufgestellt.

Zwiesprache im Fremdenbuch.

In einer Gaststätte auf einem Berg des bayerischen Hochlandes ist in das Fremdenbuch folgende Eintragung vorgenommen worden: „Wem Gott will rechte Gunst erweisen, / Den läßt er ohne Gatten reisen.“ Frl. Dr. A.... Einige Tage später stand darunter dieses Verschen: „Das ist ja nicht dein Ernst, du Kleine, / Du reist nur, weil du mußt, alleine!“

 **Rätsel-Ecke** 

Wer errät's?

Ein Buchbindermeister zeigte in der Mittagspause seinen drei Gesellen folgendes Scherz-Rätsel und versprach dem einen Taler, der es zuerst lösen würde:

Pap ier
B zug

Der eine Geselle schob es gleich beiseite; er wollte seinen Kopf nicht anstrengen. Der zweite überlegte fünf Minuten, ließ es dann aber auch sein. Der dritte aber, der den Taler notwendig brauchte, ließ nicht locker und löste das Rätsel. Wird es dem Leser auch gelingen?

Besuchskarten-Rätsel.

Ruth Pec Mainz

Wer den Beruf wissen will, den die Inhaberin obiger Besuchskarte ausübt, hat die Aufgabe, sämtliche Buchstaben der Karte umzustellen. Es ergibt sich dann eine mit „P“ beginnende Berufsbezeichnung.

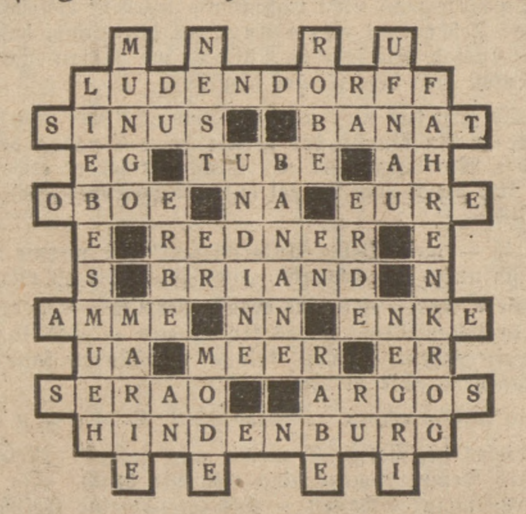
Zusammensetz-Rätsel.

(Für die Ferien.)

an, bahn, beu, der, der, ei, en, feri, fer, füh, geld, kar, kar, kleid, kof, land, le, mung, rei, rei, rer, se, se, sen, sichts, stim, te, te, tel, wan, ziel.

Aus diesen Silben sollen neun Wörter zusammengestellt werden, die das nennen, was man für gewöhnlich bei einer Ferienreise oder bei einem Aufenthalt im Bade oder in der Sommerfrische braucht.

Auflösung des Kreuzwort-Rätsels aus Nr. 151



Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. p., beide in Bromberg.